III.

Der schwarze Krieg.

Aus dem Farmerleben in Deutsch-Südwestafrika

1904—1906.

Einleitung.

Die Dichtung „Der schwarze Krieg“ führt uns in die deutsche Kolonie von Südwestafrika. Sie gibt eine Schilderung von Land und Leuten unter der deutschen Schutzherrschaft, behandelt den Aufstand der Schwarzen und den daraus entstandenen Krieg in den Jahren 1904—1906 und schildert dabei die Erlebnisse eines deutschen Ansiedlers. Auf ödem Heidelande in Holstein geboren und erwachsen, hat er als Schutztruppler die deutsche Kolonie in Südwestafrika kennen gelernt. Ein Unglück treibt ihn später aus der alten Heimat. In Deutsch-Südwestafrika gründet er sich ein neues Heim, verliert beim Aufstand sein Hab und Gut, nimmt selbst an dem Kriege teil und siedelt sich nach der Beruhigung des Landes von neuem an.

1.

Auf der Heide.

Die Sonne glänzt in blauer Höh'
Wie funkelndes Goldgeschmeide
Und sendet glühende Strahlen herab
Auf die braune Holstenheide.

Wohin du schaust, nur Heidekraut,
Die dürre Decke des Sandes,
Ein weites, dunkles Leichentuch
Des öden Heidelandes;

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wohin du schaust, kein Leben rings,
Kein Fleiß, kein hastendes Streben,
Kein Ton in der weiten Einsamkeit,
Kein Laut aus dem Menschenleben.

Nur dort, am selbstgetretenen Weg,
Zeigt sich eine einsame Föhre
Und dabei ein elendes Menschenheim
In diesem Heidemeere;

Ein winziger Katen mit Stroh gedeckt,
Und dahinter am Bienenstande
Ein Dutzend Schafe in träger Ruh'
Sucht Schutz vor dem Sonnenbrande.

Der greise Kätner tritt heraus,
Schaut aus nach allen Enden
Und schützt die trüben Augen dabei
Mit vorgehaltenen Händen.

„Die Schnucke sucht unterm Dache Schutz,
Und die Bienen streben nach Hause:
Das gibt ein Gewitter!“ so brummt er leis,
„Wär' nur der Hinrich zu Hause!“

Er lugt nach Westen. Ein Windstoß jagt
Übers Land mit dumpfem Gebrause,
Und da hinten ballt ein Gewölk sich auf:
„Wär' nur der Hinrich zu Hause!“

Ein schweflichter Dunst schon die Sonne verhüllt,
Und der Himmel wird trüber und trüber;
Ein gigantischer, schwarzer Wolkenball
Jagt über die Heide herüber.

Und Wolke an Wolke drängt sich herauf
Und ballt sich drohend zusammen;
Ein Blitzeszucken mit Donnergebrüll,
Als stände die Heide in Flammen.

Der Alte flüchtet ins elende Heim,
Lauscht drinnen dem Sturmgebrause,
Dem Krachen des Donners, dem knatternden Blitz:
„Wär' nur der Hinrich zu Hause!“

Da, ein jäher Blitz mit Donnergekrach,
Als stürze die Welt zusammen;
Die Lohe steigt auf, — das Kätnerhaus
Steht mit der Heide in Flammen.

Ein einziger Schrei nur dringt noch heraus
Aus dem lohenden Flammengrabe;
Ein stürzt das Dach und begräbt im Fall
Den Kätner mit seiner Habe.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

2.

Der Abschied.

Ein schwarzer Trümmerhaufen liegt
Auf ödem Heideland,
Wo einst am alten Föhrenbaum
Des Kätners Hütte stand.

Die alte Föhre ist mit verbrannt,
Schwarz hängt ihr Gezweig herab
Und deckt als trauernder Totenbaum
Ein frisches Heidegrab.

Der Hinrich hat den Vater hier
Gebettet zur letzten Ruh',
Sprach ein Gebet und wandte sich
Dem fernen Dörflein zu.

Dort steht er vor dem letzten Haus,
Eine weinende Maid im Arm.
„Das Schicksal gab den Weg mir an,"
So klagt er, „daß Gott erbarm'!

Der Vater tot und das Haus verbrannt,
Der Bienenstand zerstört;
Ein Reichtum war's, so klein es schien,
Und hat uns bisher ernährt!

Die öde Heide ist mir verhaßt,
Ich zieh' in die Welt hinaus
Und suche in Deutschlands Kolonien
Ein besseres Fleckchen mir aus.

Als Schutztruppler hab' ich so manches Jahr
Gedient für des Reiches Wohl,
Und was ich dabei einst erspart und gesehn,
Mir selber jetzt nützen soll.

Und hab' ich gefunden, was mir gefällt,
Und bleibt deine Treue sich gleich,
So gründen wir fern vom Heimatland
Ein eigenes kleines Reich."

Und Annemarie drückt fest ihm die Hand
Und schaut ihm treu ins Gesicht:
„Ich folge dir willig, wohin du auch gehst,
Und fürchte vorm Schwarzen mich nicht."

Da schlingt seinen Arm er noch fester um sie,
Und es wird ihm so froh zu Mut.
„So lieb' ich das Weib!" ruft jubelnd er aus.
„Das ist echtes Farmerblut!"

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

3.

Deutsch-Südwestafrika.

Der Schiffer, der die afrikan'sche Küste,
Von Westen kommend, prüfend überschaut,
Sieht vom Kuneneflu ß bis zum Orange
Nur ein gewalt'ges, steiles Felsenband,
Die Küste von Deutsch-Südwestafrika,
Die nur zuweilen flach zum Meer sich senkt.
Und wagt er durch die Brandung sich heran
Und klimmt beherzt hinan zum hohen Ufer,
So sieht er das, was er vom Meer aus sah,
Nur wagerecht vor seinen Füßen liegen:
Ein unabsehbar weites Wüstenland.
Nur Fels und Sand, so weit das Auge reicht;
Kein Fluß, kein Wald, kein Tier ist hier zu schauen,
Und glühend strahlt der Sonnenball hernieder.

Mit leisem Grauen sucht sein Schiff er auf,
Und weiter geht die Fahrt dem Süden zu.
Da zeigt sich plötzlich eine niedre Küste
Und eine breite Mole für die Landung,
Dahinter eine lange Häuserreihe,
Fast europäisch, eine kleine Stadt,
Und aus der Ferne hört man jenen Pfiff,
Der in der Wildnis wird zur Melodie
Und uns ins Heimatland zurückversetzt,
Den Pfiff, den nur das Dampfroß hören läßt.

Wir steigen mit dem Schiffer an das Land
Und sind in Swakopmund, am trocknen Swakop,
Dem Ausgangspunkt der Eisenbahn ins Innre.
Hier sehn wir Leben hart am Wüstenrande,
Wie wir es in der Heimat jüngst verlassen.
Gewalt'ge Faktoreien, Zollgebäude
Und Niederlagen aller Art und Größe,
Regierungshäuser, selbst ein Kaffeehaus,
Der Bahnhof, Leuchtturm, eine Druckerei,
Und was man kaum an solchem Ort erwartet,
Das alles zeigt sich hier am Wüstenrande,
Und dazu fleiß'ge Menschen wie daheim,
Der Schwarze zu dem weißen Mann gesellt.
Doch Baum und Strauch suchst du auch hier vergebens;
Es ist ein öder Fleck trotz seines Lebens.

Nur dort, wo sich das trockne Bett des Swakop,
Der nur bei Regenzeiten Wasser führt,
Wie eine Mulde in das Land erstreckt,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Sehn hier und da wir einen dürren Busch,
Wegweiser in das Innere des Landes,
Und dicht dabei zeigt sich die Eisenbahn,
Die uns in kurzer Zeit durch wüstes Land
Bis an den Rand der großen Steppe führt,
Die jenseits von dem Wüstenmeer beginnt.

Hier ändert sich das Bild des Küstenlandes.
Zwar mächt'ge Wälder, schatt'ge Palmenhaine,
Den frischen Quell auf saft'gem Wiesengrund,
Den Weinstock mit dem Lebenssaft der Traube
Und üpp'ge Saaten, wie die Heimatflur
Sie überall dem frohen Wandrer zeigt,
Das alles sucht der Forscher hier vergebens.
Doch wogende Steppen mit dem schönsten Grase,
Das oft fast meterhoch die Fluren deckt,
Zahllosem Vieh an Rindern und an Schafen
Jahraus, jahrein die fett'ste Weide bietet
Und selbst in dürrer Zeit sich nie verliert:
All' diese Steppen sind des Landes Reichtum
Und soviel wert wie jede Marschenweide,
Auf der behaglich sich die Rinder strecken.
Dann wieder Berg und Tal und Steingeröll,
Dazwischen hier und da Akazienwälder
Und undurchdringlich Buschwerk aller Art,
Der Schutz der Antilopen, wilden Rinder,
Die wiederum der Leopard verfolgt,
Wenn sie den hohen Weidegrund verlassen.
Dort zeigt sich die Giraffe und der Strauß,
Und an dem Ostrand lebt auch noch der Löwe.

Doch wasserarm ist dieses ganze Land;
Denn nirgends strömt ein Bächlein oder Fluß,
Und nur vereinzelt trifft man Wasserlöcher,
Die Sammelbecken in der Regenzeit.
Drum, wer als Farmer hier sich niederläßt,
Wählt meist die Nähe einer Wasserstelle,
Die künstlich er für seine Zwecke schützt
Und auch durch tiefe Brunnen noch erweitert.
So schafft er neu sich um das trockne Land
Und gibt durch seinen Fleiß ihm erst den Wert.

Hier hat der Schwarze seit den ältsten Zeiten
Als wilder Mann gelebt, sein Vieh gezüchtet
Und seine Diebereien ausgeführt,
Und zahlreich hausen hier noch die Ovambos,
Hereros, Hottentotten, Bondelswarts,
Und wie die kleinen Stämme sonst noch heißen.
Doch nehmen sie das ganze Land nicht ein,
Das größer ist als unser Deutsches Reich.
Gar weite Strecken liegen überall,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die selten eines Wilden Fuß betrat
Und keiner für sich selber auserwählt,
Die somit herrenlos geblieben sind.
Durch giltige Verträge hat das Reich
Dies ganze Land in seinen Schutz genommen.
Hier hat der Kolonist seit zwanzig Jahren
Sich festgesetzt und manches Heim geschaffen,
Das selbst mit Blut zu schützen sich verlohnt.
Der Missionar ist ihm gefolgt, der Kaufmann,
Und eine Eisenbahn führt durch das Land,
Schutzstellen sind mit Militär besetzt,
In deren Bann sich Städt' und Dörfer bilden:
Das Deutsche Reich steht hinter jedem Farmer,
Der hier auf deutschem Grund sich niederläßt.
Schwer ist das Leben jedes Kolonisten,
An Arbeit und Entsagung fehlt es nicht;
Doch wem das Deutsche Reich zu eng geworden,
Der findet drüben eine neue Heimat
Und bleibt doch, was er war, ein deutscher Mann.

4.

Zwei alte Bekannte.

Die Steppe liegt im stillen Abendfrieden,
Zum Horizont senkt sich der Sonnenball,
Und die Natur bereitet sich zur Nacht.
Das Rind der Steppe wie das Herdenschaf,
Sie suchen den gewohnten Platz zur Ruhe,
Und dabei reiht sich Freund mit Freund zusammen.

Ein Reiter sprengt durchs hohe Steppengras.
Wir folgen ihm; sein Ziel scheint nicht gar fern.
Ein kleines Wohnhaus zeigt sich an dem Wege,
Der in Südafrika als Pad bekannt,
Und dahin strebt der Reiter durch die Steppe.
Nun hält er vor dem Haus und springt vom Gaul.
Da tritt ein junges Weib zur Tür hinaus;
Doch vor ihr springt ein Knäblein wild daher
Und hängt sich an des Farmers rauhe Hand.
„Lieb' Vater, laß mich reiten auf dem Hans!"
So fleht es, und der Vater folgt der Bitte,
Hebt es hinauf und faßt den Zügel wieder.
Der kleine Reiter jauchzt vor Jugendlust,
Der Vater führt das Roß vorm Haus umher,
Indes die Mutter von der kleinen Bank,
Die dicht beim Hause unterm Baume steht,
Den beiden mit den Augen lächelnd folgt,
Bis daß die kurze Reiterei beendet

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und sich der Vater zu ihr niedersetzt,
Den kleinen Kerl auf seinen Knieen schaukelnd.
Zufrieden blickt er hin auf Weib und Kind,
Dann schweift sein Aug' auf die besonnte Steppe,
Und fröhlich hebt er an: „Ist's hier nicht schön?
Nicht schöner als auf unsrer braunen Heide?
Und wächst der Viehstand nicht von Jahr zu Jahr?
Sind wir nicht Fürsten hier auf unsrer Scholle?“ —
„Ja, Hinrich, schön ist's hier,“ bestätigt sie
Und legt die Hand auf seine breite Schulter.
„Was wir erwerben, ist mehr als genug
Und läßt uns fröhlich in die Zukunft schauen.
Nur eins bedrückt mich und beschränkt das Glück,
Das ich an deiner Seite hier genieße.“ —
„Was ist's, lieb' Annemarie?“ so fragt er sorgend,
Und forschend blickt sein großes Aug' sie an. —
„Ist's hier noch sicher?“ fragt sie endlich leise,
Als fühlte sie den Feind schon in der Nähe.
„Ich sah in letzter Zeit so manchen Schwarzen
Verstohlen an der Farm vorüberschleichen,
Der nicht zu unsern Leuten hier gehörte.“ —
„Die schwarze Angst!“ lacht er. „Ist's weiter nichts?
Laß das Gesindel laufen! Hier ist's sicher;
Denn der Herero wie der Hottentott
Sind unsre Freunde schon seit langer Zeit.“ —
„Das sagst du immer, doch jetzt scheint es anders,“
Beginnt sie wieder. Heute saß ich hier,
Da sah ich, wie solch schwarzer Teufelskerl
Auf allen vieren durch den Busch dort kroch
Und wie ein Spürhund nach dem Hause schielte.“ —
„Laß ihn nur schielen!“ sucht er sie zu trösten.
„Die Pad führt ja nicht allzuweit vorüber,
Und mancher Schafdieb mag dort lüstern ziehen.
Sechs Jahre wohn' ich hier und du fast drei,
Doch nur ein einz'ges Schaf ward uns geraubt,
Obwohl es leicht doch ist sie wegzutreiben.
Nein, nein, laß deine Angst; die schwarzen Nachbarn
Tun uns gewiß nichts! Doch die Sonne sinkt,
Und bald ist's finster wie in dunkler Nacht.
Hinein ins Haus! Das Nachtmahl soll uns schmecken,
Und dann zur Ruhe bis zum Sonnenaufgang!“

5.

Der Überfall.

Abend ist's, das Dunkel lagert
Sich auf Flur und Hof und Haus;
All die müden Menschenkinder
Ruhen von der Arbeit aus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nicht ein Laut von fern und nahe
Dringt hier an dein lauschend Ohr,
Auch die Herden auf der Steppe
Schreckt kein wildes Tier empor.

Doch da regt sich's in dem Grase;
Leise schleicht der wilde Mann,
Eine lange Kette bildend,
An die Herde sich heran.
Auch dem kleinen Farmerhause
Dunkele Gestalten nahn;
Leise durch Gebüsch und Steppe
Ziehn sie die Verbrecherbahn.

Hinrich, auf, ergreif' die Büchse!
Hörst du nicht des Stiers Gebrüll?
Nicht des Pferdes Angstgewieher
Durch die Nacht so schaurigstill?
Spürst du nicht des Feuers Wüten,
Das vom Dach zum Himmel loht?
Ahnst du nicht, daß an der Schwelle
Litt dein Hund für dich den Tod?

Und die Farmerleute springen
Angstgeschreckt vom Lager auf,
Und in Eile flüchtend nehmen
Sie zur Steppe ihren Lauf.
Eine Feuersäule leuchtet
Sprühend hinter ihnen drein,
Bis das Dach, wie auf der Heide,
Stürzt mit dumpfem Krachen ein.

Da, ein Schuß dröhnt durch das Dunkel, —
Der Herero selten fehlt:
Der entsetzten jungen Mutter
Liegt im Arm das Kind entseelt.
Und ein Schrei aus blut'gem Herzen
Gellt auf dunkler Steppenflur,
Und verzweifelt knirscht der Farmer
Einen wilden Racheschwur.

Horch, da trappelt's hinter ihnen,
Wiehernd stürmt ein Roß heran;
Hans ist es, der treue Rappe,
Der dem wilden Mann entrann.
Nur ein Pfiff, da steht der Rappe,
Nimmt die Flücht'gen willig auf
Und entführt sie den Verfolgern
Durch die Nacht in schnellem Lauf.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

6.

Kriegsgeschrei.

I.

Ein böser Geist zieht durch das Land
Und reizt die Menschen zum Krieg,
Zum grausigen, blutigen Rassekrieg.
Krieg heult's im Busch, im Wüstenmeer,
Krieg durch die weite Steppe her,
Krieg heult der verschlagene Heromann,
Der Hottentott, der Bondelswart,
Krieg heulen die Schwarzen von Stamm zu Stamm,
Krieg heißt der Fluch des Landes.

II.

Der Schwarze klagt den Weißen an:
Du kamst zu uns als Handelsmann,
Als Herr und Gebieter mit Knute und Schwert,
Und doch hat keiner nach dir begehrt.
Wir wohnten frei in unserm Land
Und haben keinen als Herrn anerkannt.
Was ihr uns brachtet, den Feuerwein,
Manch unnützes Ding mit gleißendem Schein,
Das nie wir vermißt und nie gekannt,
Das ward uns zum Unglück: ihr nahmt uns das Land,
Das Land, das uns seit alters gehört,
Ihr nahmt uns das Vieh, das uns ernährt;
Wir wurden zu Knechten im eigenen Land
Und haben euch doch nie als Herrn anerkannt.
Ihr drängtet euch ein, wir riefen euch nicht,
Drum schuft ihr euch selber das blut'ge Gericht.
Denn die Feuerwaffe, die ihr uns gebracht,
Schafft euch selbst das Verderben, das ihr uns zugedacht.
Wir stehen euch gleich in diesem Krieg
Und werden wieder Herren nach blutigem Sieg.
Heran, ihr Schwarzen, ihr Brüder, heran
Zum Todeskampf gegen den weißen Mann!

III.

Das Land, das wir hier fanden,
So ruft der weiße Mann,
War eine öde Steppe,
Für die ihr nichts getan,

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die selbst ihr nie begehret,
Von euch verschmähtes Gut,
Das wir erst umgeschaffen
Durch deutschen Fleiß und Mut.

Was wir für uns gewannen,
Das galt als herrenlos,
Und was die Deutschen halten,
Das lassen sie niemals los.
Lebt still in euren Kraalen,
Wie seit uralter Zeit
Und lernt von uns erst leben
In dieser Einsamkeit!

Dem friedlichen Bestreben
Sich unsre Brüder weihn,
Denn nur in stetem Frieden
Kann Land und Volk gedeihn.
Mit Mord und Brand verwüstet
Habt ihr das deutsche Gut
Und sollt nun dafür büßen
Mit eurem eignen Blut!

IV.

Mit Worten ward noch nie ein Krieg entschieden,
Für den das Schwert schon längst geschliffen lag;
Auch dieser Zwist bringt den ersehnten Frieden
Erst nach dem Kampf an manchem blut'gen Tag.
Der Tod geht um, heraus das blanke Schwert!
Den Sieg gewinnt nur, wer des Sieges wert!

V.

Zum Kampf, zum Kampf im blutigen Krieg!
Wer schlägt den Feind und gewinnt den Sieg?

7.

Der schwarze Krieg.

Der schwarze Krieg beginnt mit allen Schrecken,
Die jemals nur ein Krieg mit sich gebracht.
Der Farmer flüchtet und der Gottesmann,
Der furchtlos bis dahin im Lande wohnte
Und nun mit Not dem jähen Tod entrinnt.
Die Farmen sind verbrannt, das Vieh geraubt,
Verwüstet, was dem weißen Mann gehörte.
Und viele traf der Tod noch auf der Flucht.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doch schon naht Hilfe. Mag der Unverstand
Mit Gift und Galle auch dagegen eifern,
Das Reich läßt seine Söhne nicht im Stich.
Die deutschen Krieger aus der Heimat landen.
Und nun beginnt der Anmarsch auf den Feind,
Ein schweres Werk, viel schwerer als der Kampf.
Durch Sand und Steppe ziehn die mut'gen Krieger,
Im Ochsenkarren folgt der Proviant,
Der Schießbedarf und was der Krieg noch fordert.
Schwer hält es, die Kanonen fortzuschaffen,
Im Sandweg sinkt das Rad ein bis zur Achse,
So manches Zugtier stürzt am Wege nieder,
Und trocken an dem Gaume klebt die Zunge
So Mann wie Roß; doch nirgends zeigt sich Wasser,
Das einz'ge Labsal in dem Sonnenbrande.

Wo stehn die Feinde? Überall und nirgends.
Bald zeigt ein Trupp sich hier, bald anderswo,
Jedoch zu fassen ist der Schwarze nicht.
Vom Hinterhalt knallt seine sichre Büchse
Und streckt so manchen Braven meuchlings nieder,
Der in der Einsamkeit ein Grab erhält,
Das künftig nicht die Hand der Liebe pflegt,
Fern von der Heimat, fern von seinen Lieben.

So geht es tage-, wochenlang, bis endlich
Ein Trupp an einem Wasserloch umkreist
Und zum ersehnten Kampf gezwungen wird.
Doch großen Vorteil bringt's dem Sieger nicht;
Denn flüchtig ist der Feind, kennt alle Schliche,
Verschwindet wie die Maus in Busch und Schlucht,
Um sich bald wieder im Geklüft zu sammeln.
Ein Bandenkrieg durchzieht das ganze Land
Und zwingt die Deutschen selbst sich zu zerteilen
Und truppweis hier und dort dem Feind zu folgen,
Der schlau sich ihren Griffen stets entwindet,
Doch da sich plötzlich zeigt, wo schwache Posten
Als Vortrab oder Seitendeckung ziehen.
Dann wehe allen, die ihm unterliegen
Und ihm gar lebend in die Hände fallen!
Denn Gnade, Mitleid übt der Schwarze nicht.
Das Wort Pardon, und was der Europäer
Damit verbindet, ist ihm alles fremd.
Den wunden, sterbenden, den kranken Weißen,
Der nicht mehr fechten kann, er macht ihn nieder,
Nicht jählings, das wär' allzu große Güte,
Nein, langsam martert er den Feind zu Tode
Und schändet dann auch noch den nackten Leichnam.
Ist's da ein Wunder, wenn der deutsche Krieger
In sittlicher Entrüstung ihn verachtet
Und ihn vernichtet, wo er ihn nur traf?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn auf dem Kriegspfad schweigt oft das Gesetz,
Das uns noch Liebe zu dem Feind befiehlt.
Schwer war's, das rechte Maß hier einzuhalten,
Denn Mensch ist auch der christlichste Soldat.

Drei Jahre währte dieser schwarze Krieg,
Der vom Herero frech begonnen ward,
Jedoch sich bald durchs ganze Land erstreckte
Und alle Stämme in das Unglück riß.
Am Waterberg sank der Herero Macht,
Der Hottentott ward truppweis aufgerieben,
Und in den Karasbergen, weit im Süden,
Ergab zuletzt sich auch der Bondelswart.

Der Krieg ist aus, der Schwarze ist bezwungen,
Was sich von vornherein von selbst verstand
Sieg über schwarzes Volk mehrt nicht den Ruhm,
Den jeder Weiße in der Welt erstrebt,
Den Ruhm der Geistesüberlegenheit
Im Kampf von Gleichgestellten gegen Gleiche.
Doch dieser Krieg in Wüstensand und Steppe
War nicht ein Kampf bloß mit dem rohen Wilden,
Der keine Gnade kennt und wie ein Raubtier
Die ihm bekannten Fährten schlau benutzend
Vom Hinterhalt den offnen Gegner traf: —
Es war ein Kampf auch mit dem Lande selbst,
Mit Sand und Fels und glüh'ndem Sonnenbrand
Und all' dem Elend, das dem deutschen Krieger
In solcher Lage fast allstündlich drohte.
Da galt's Entsagung üben und mit Kühnheit
Dem Tod in mancherlei Gestalt begegnen,
Den Mut niemals verlieren und sofort
Das Rechte tun, das zur Entscheidung führt.
Und darin haben unsre deutschen Brüder
Zu jeder Zeit als Helden sich erwiesen.

Das ist der Ruhm, der ihnen bleibt fürs Leben,
Der sich aufs ganze deutsche Heer erstreckt
Und einen Sporn enthält zu gleicher Tugend.
Das sind die Früchte aus dem schwarzen Krieg.

8.

Wer trägt die Schuld?

Wer trieb den Schwarzen in diesen Krieg
Und ließ ihn hoffen auf leichten Sieg?
Wer weckte in ihm den Größenwahn
Und führte ihn auf die Mörderbahn?
Wer ließ ihn graben sein eigenes Grab?

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der ihm die sichere Waffe gab:
Die Waffe von Stahl mit weittragender Kraft,
Die Schnellfeuerwaffe mit festem Schaft,
Die Waffe der Neuzeit, des Weißen Schutz,
Die er sich erfand zu Schutz und Trutz,
Die nur dem Volk gebührt, das selbst sie ersann
Und damit die Herrschaft der Welt gewann.
Wer diese Waffe dem Schwarzen bot,
Verdient den schimpflichsten Henkertod.
Denn er allein trägt die Schuld daran,
Daß der Schwarze den Krieg mit dem Weißen begann,
Daß Tausende starben in mancherlei Not,
So jung noch im Leben, nicht reif für den Tod,
Daß Glück und Wohlstand im ganzen Land
Den Farmern auf viele Jahre entschwand.

Drum Fluch dem, der ihm die Waffe gebracht,
Aus Gewinnsucht nur an sich selber gedacht,
Der mit dieser besten Waffe der Welt
Den Schwarzen dem Weißen gleichgestellt!

9.

Im Frieden.

Der Krieg ist aus, verödet das Land,
Die Farmen sind zerstört,
Die Menschen tot, das Vieh geraubt
Und in der Not verzehrt.
Wer wagt sich wieder auf seine Farm
Und bietet Trotz dem Tod?
Nun gilt es einen zweiten Kampf,
Den Kampf ums liebe Brot.

Und Hinrich spricht: „Den Racheschwur,
Den ich im Schmerz getan,
Ich hab' ihn gehalten im blutigen Kampf,
Gehalten als deutscher Mann.
Die neue Heimat verlasse ich nicht,
Nicht mein erworbenes Gut,
Das ich gedüngt mit meinem Schweiß,
Getränkt mit eigenem Blut.

Mein armes Kind erlitt den Tod
Als Opfer ohne Schuld.
Was nützt die Klage? Mein Weib und ich,
Wir tragen es mit Geduld.
Ich führe zurück das kleine Gebein,
Wird auch mein Herz darob wund,
Daß es ruhe bis an den jüngsten Tag
Auf freiem deutschem Grund."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und rüstig legt er Hand ans Werk,
Und andre folgen nach;
Ein neues Leben zieht ins Land,
Das lange verödet lag.
Der Priester sammelt seine Schar,
Und selbst der Kriegesmann
Verläßt den Dienst und siedelt sich
Als neuer Farmer an.

Der Krieg ist aus, im friedlichen Streit
Muß Arbeit und Wohlstand gedeihn;
Doch möge der Schwarze dem Weißen fortan
Ein friedlicher Nachbar sein.
Der Krieg ist aus, gewonnen das Land,
Vom schwarzen Schrecken befreit;
Was soviel Blut gekostet hat,
Bleibt deutsch für alle Zeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf